

Grosse Namen, kleine Ideen

Autor(en): **Waldner, Judith**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **47 (1995)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-932214>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Grosse Namen, kleine Ideen

Der Wettbewerb am diesjährigen Festival in Venedig war reich an prominenten Namen und arm an bestechenden Filmen.

Judith Waldner

Dreissig Prozent mehr Medienleute als vor einem Jahr – damit war am Filmfestival in Venedig ein mittleres Chaos quasi vorprogrammiert. Nicht selten ging es alles andere als sanft zu und her an den Kinoeingängen, zumal dann, wenn neue Filme renommierter Regisseure auf dem Programm standen. Und davon gab es dieses Jahr auf dem Lido eine ganze Reihe, wenn letztlich auch nicht ganz alles gezeigt wurde, was im Vorfeld angekündigt worden war. So fehlte beispielsweise der neueste Film von Martin Scorsese, und Peter Greenaways «The Pillow Book» war nicht rechtzeitig fertig geworden, wurde als *work in progress* vorgeführt.

Siebzehn Filme haben sich insgesamt am Wettbewerb beteiligt, neun davon aus Europa. Gefehlt hat Afrika im Concorso-Reigen und auch Regisseurin war keine vertreten. Autoren wie Spike Lee, Ettore Scola, Kenneth Branagh, Claude Chabrol oder Sean Penn sorgten dafür, dass die Latte in Sachen erwarteter Qua-

lität von Anfang an hoch lag. Die Mehrzahl der auf einen Löwen hoffenden Werke war dann auch solide, ganz grosse Enttäuschungen blieben aus, wirkliche Entdeckungen gab es allerdings ebenfalls kaum zu machen. Inhaltlich waren die verschiedenen Beiträge – wie eigentlich an jedem Festivalwettbewerb – sehr unterschiedlich, eine Art Tendenz in Sachen Themen war also nicht auszumachen. Zwei wiederkehrende Dinge waren allerdings zu diagnostizieren: Einmal, dass viele Filme dicht und ein drücklich begonnen haben, dann aber bald verflacht sind und ohne Idee für eine stimmige Auflösung über die Leinwand liefen. Zum anderen fehlte vielen Werken ein Engagement.

Besonders gross war die Entrüschung in dieser Hinsicht bei einem, von dem man anderes gewohnt ist: Spike Lee – allerdings bereits in «Crooklyn» (1994) eher auf der versöhnlichen Schiene – hat mit «Clockers» einen neuen Film vorgelegt, dem es an Bissigkeit weitgehend fehlt. Lee erzählt von einem kleinen schwarzen Dealer namens Strike. Der gerät zwischen Stuhl und Bank, weil er keine Linie hat, sich mehr oder weniger durchs Leben treiben lässt. So wird Strike von der Mutter eines kleinen Jungen drangsaliert, die glaubt, er weise ihrem Spross den direkten Weg in die Hölle. Und Strikes Dealerboss will seine Vormachtstellung nicht verlieren und ihm an die Gurgel. Die Polizei schliesslich denkt auch nicht daran, den Gebeutelten in Ruhe zu lassen, weil sie ihn eines Mordes verdächtig. Spike Lee bezieht in «Clockers» (was soviel wie Drogenhändler heisst) selber kaum Stellung, vorhandene Ansätze einer Message deckt eine allzuglatte Inszenierung zu.

Für mehr Gesprächsstoff als Spike



«L'uomo delle stelle» von Giuseppe Tornatore

Lee sorgte der Italiener Marco Tullio Giordana. Er hat in «Pasolini, un delitto italiano» einen Blick auf die Umstände der Ermordung des grossen italienischen Regisseurs und Poeten Pasolini gerichtet. Giordana hat sich dabei eng an die Protokolle des ersten Gerichtsverfahrens gehalten, bei dem ein geständiger Stricher als Mörder verurteilt wurde, obwohl es als erwiesen galt, dass er die Tat nicht allein begangen haben konnte. Der formal bestechende Film trägt leider nichts zur weiteren Erhellung des Falles bei, und die vom Regisseur gewählte Form des Dokudramas entpuppt sich als wenig geeignet, dem 1975 ermordeten Regisseur gerecht zu werden. Gerade die eingeschobenen dokumentarischen Aufnahmen von Pasolini – beispielsweise sieht man ihn bei den Dreharbeiten zu «Accattone» (1961) – wirken letztlich eher dekorativ als etwas anderes. Tullio Giordana hat ein interessantes Thema verschenkt, zumal er nach dem ersten Prozess einfach aufhört, beispielsweise den Entscheid der zweiten Instanz bloss noch erwähnt. Während des Festivals war in der italienischen Presse zu lesen, dass eine Wiederaufnahme des Verfahrens gegenwärtig gewissermassen vor der Türe stehe. Fragt sich nur, wem das etwas bringen könnte – ausser dem Image des Anwaltes der Pasolini-Familie und vielleicht auch demjenigen von Giordana. ▶



Neben Giordanas Film liefen zwei weitere Beiträge italienischer Provenienz im Concorso. Auf sie war man nicht nur wegen des immer häufiger hörbaren Gemunkels, dem Kino in unserem südlichen Nachbarland gehe es langsam aber sicher wieder besser, gespannt, sondern auch, weil die Namen der Regisseure auf einiges hoffen liessen: Ettore Scola, der mit Filmen wie «La famiglia» (1986) oder «Splendor» (1989) brillierte und Giuseppe Tornatore, der mit «Nuovo Cinema Paradiso» (1989) die Kinogemeinde zu verzaubern wusste. Ausser Konkurrenz wurde zudem ein neues Kinowerk von Michaelangelo Antonioni gezeigt, der seit «Identificazione di una donna» von 1982 keinen Langspielfilm mehr realisiert hat und 1983 auf dem Lido mit einem *Lione d'onore* für sein Schaffen ausgezeichnet worden war.

Das bewegendste Ereignis der 52. *Mostra internazionale d'arte cinematografica* war denn auch die Anwesenheit von Antonioni. Sein Film «Par delà les nuages» ist in Zusammenarbeit mit Wim Wenders entstanden. Offiziell hat Wenders die wenig gelungene Rahmenhandlung für vier von Antonioni inszenierte und früher als Erzählungen veröffentlichte Geschichten auf Zelluloid gebannt. Der erstaunliche Umstand, dass der 83 Jahre alte, nach einem 1984 erlittenen Schlaganfall handycapierete Antonioni noch einen Film hat realisieren können, kann nicht vergessen machen, dass «Par delà les nuages» nicht überzeugt. Immerhin schimmert in einzelnen Szenen das vertraute Können von Antonioni auf, und sicher ist eines: Dieser Film wird den Ruf des Maestro, der etliche genial zu nennende Werke realisiert hat, sicher nicht schmälern. Einen mehr als schalen Nachgeschmack hinterlässt hingegen die Tatsache der Beteiligung Wenders, dessen Rolle in Zusammenhang mit dem Projekt nicht ganz klar wird.

Doch zurück zu den italienischen Wettbewerbsbeiträgen. Ettore Scolas «Romanzo di un giovane povero» war eine herbe Enttäuschung. Wunderbar beginnt die in stilisierten Bildern erzählte Story über zwei unglückliche Männer, von denen der eine unter seiner Mutter, der andere unter seiner unzufriedenen,

rabiaten Ehefrau zu leiden hat. Sehr schön zeigt Scola das ärmliche Milieu, doch nachdem Situation und Charaktere der zwei Männer ausführlich positioniert sind, verlässt und verliert der Film die zwei Figuren. Eine schöne erste halbe Stunde, dann verflattert «Romanzo di un giovane povero» und findet auch keine sinnvolle Auflösung mehr.

Mit einem gelungenen und glaubwürdigen Schluss hapert es auch in Giuseppe Tornatores «L'uomo delle stelle». Der Film ist eine Reflektion übers Kinos selber und hat die Sehnsucht kleiner Leute, an dessen Glanz teilzuhaben, grosse und vor allem gutbezahlte Filmstars zu werden, zum Thema. Erzählt wird von einem sympathischen Scharlatan, der in den fünfziger Jahren im armen Sizilien von Ort zu Ort zieht und grosse Träume weckt. Er gibt sich als Talentsucher im Auftrag eines grossen römischen Studios aus und macht gegen Entgelt Probeaufnahmen. Tornatore bringt wunderbare, poetische, ernste und traurige Szenen auf die Leinwand, in der die vom grossen Geld und Glück Träumenden sich selber inszenierend Geschichten erzählen, meist frontal zur Kamera. Das ist amüsant und bewegend – doch als hätte der Regisseur der feinen Poesie dieser Geschichten und Gesichter nicht getraut, lässt er die Story zum Schluss wilde, unnötige Purzelbäume schlagen.

Ebenfalls wenig Vertrauen in die Kraft seiner eigenen Bilder hatte offensichtlich Sean Penn. Sein Wettbewerbsbeitrag «The Crossing Guard» bringt zwar bestechende Szenen auf die Leinwand, kippt aber bald in ein repetitives Schema über, wird unnötig plakativ und immer lauter. Immerhin kann ihm eine gewisse Inspiration nicht abgesprochen werden, ganz im Gegensatz zu Kenneth Branaghs sich um eine Hamletaufführung drehende Komödie «In the Bleak Midwinter».

Die Mehrzahl der siebzehn Wettbewerbsfilme liess einen kühl und unbeteiligt, selbst wenn die Geschichten gefällig



«Xichlo» von Tran Anh Hung



«In the Bleak Midwinter» von Kenneth Branagh

daherkamen, die Form routiniert war. Löwenwürdig war das wenigste, die Höhepunkte, Claude Chabrols «La cérémonie» (siehe Kritik Seite 39) und «Xichlo» des in Frankreich lebenden Vietnamesen Tran Anh Hung, liessen lange auf sich warten. «Xichlo» entwirft ein tristes Bild von Ho Chi Min Stadt (ehemals Saigon), wo ein unglaubliches Verkehrschaos, ein unübersichtliches Nebeneinander von ganz normalem Alltag und völliger Verwilderung die Szenerie beherrscht. Im Mittelpunkt der Story steht ein junger Mann, der sich in kriminelle Machenschaften verstrickt. Der Regisseur (1993 bekannt geworden mit «L'odeur de la papaye verte») charakterisiert seine Figuren differenziert und macht den Abstruz seines Protagonisten sehr krass sichtbar. Seine symbolbeladenen Bilder wirken zeitweilig zwar ein wenig kunsthandwerklich, doch besticht dieses düstere Gesellschaftsbild Vietnams nicht zuletzt darum, weil bei aller Schwärze immer wieder zarte Töne auszumachen sind. Mit «Xichlo» hat die Jury in Venedig den irritierendsten Film des Wettbewerbs mit einem Goldenen Löwen ausgezeichnet. ■